



Mary Shelley
Frankenstein

insel taschenbuch

Angeregt durch einen Erzählwettstreit von Geistergeschichten und durch Gespräche zwischen Percy Shelley und Lord Byron über den Sinn des Lebens, entstand Mary Shelleys Roman *Frankenstein*.

Erzählt wird von einem künstlich geschaffenen, aber beseelten Menschenwesen, das ob seiner Häßlichkeit ausgeschlossen bleibt von Liebe und Gemeinschaft. In seiner ursprünglich kindlich-schuldlosen Seele entsteht so das Böse, und haßerfüllt nimmt es Rache an der Menschheit. Die Revolte gegen die Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit seines Erschaffers gipfelt in dessen Vernichtung.

Die Handlung wurde eine beliebte Vorlage für zahlreiche phantastisch-utopische Gruselgeschichten in der Trivialliteratur, aber auch für spannende Verfilmungen bis in die jüngste Zeit.

Mary Wollstonecraft Shelley geb. Godwin, geboren am 30. August 1797 in Somers Town, ist am 1. Februar 1851 in London gestorben.

insel taschenbuch 3523

Mary Shelley

Frankenstein



Mary Shelley *Frankenstein*

oder Der moderne Prometheus

Aus dem Englischen
von Karl Bruno Leder
und Gerd Leetz

Insel Verlag

insel taschenbuch 3523

Erste Auflage 2008

© Insel Verlag Frankfurt am Main 1988

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35223-5

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Vorbemerkung

Das Ereignis, auf das diese Erzählung zurückgeht, halten Dr. Darwin und einige deutsche Physiologen für nicht undenkbar. Man mag nun von mir nicht glauben, daß auch ich nur im entferntesten ernsthaft an solch eine Vorstellung glaubte; doch als ich sie zur Grundlage eines Werkes der Phantasie machte, glaubte ich, mehr zu tun, als nur eine Reihe übernatürlicher Schrecknisse zusammenzutragen. Das Geschehen, von dem die Anziehungskraft der Erzählung abhängt, ist frei von den Schwächen einer bloßen Gespenster- oder Zaubergeschichte. Es empfahl sich selbst durch die Originalität der Situationen, die es hervorruft; und so unwahrscheinlich es auch als physikalische Tatsache sein mag, so vermittelt es der Vorstellungskraft doch einen weit zwingenderen und eindringlicheren Aspekt von der Tiefe der menschlichen Leidenschaften, als es die natürliche Ordnung der Dinge je vermöchte.

Ich habe mich dabei bemüht, die der menschlichen Natur innewohnenden Urgesetzlichkeiten zu beachten, habe mich aber andererseits nicht gescheut, diese Gesetzlichkeiten neu zu kombinieren. Die Ilias, die tragischen Dichter der alten Griechen, Shakespeare – im ›Sturm‹ und im ›Sommernachtstraum‹, besonders aber Milton im ›Verlorenen Paradies‹ verfahren ebenso, und der bescheidene Erzähler, der aus seinem Werk Vergnügen zu gewinnen oder es durch sie zu vermitteln sucht, mag sich ohne Anmaßung bei seiner Prosa einer Freiheit oder gar Regeln bedienen, aus deren Anwendung so zahlreiche und ungewöhnliche Kombinationen menschlichen Fühlens in den erhabensten Beispielen der Dichtung entsprangen.

Die Einzelheiten, auf denen meine Erzählung fußt, ergaben sich in zufälligen Gesprächen. Einesteils wurde die Erzählung nur des Vergnügens wegen begonnen, zum anderen Teil aber auch, um bisher brachgelegene Kräfte des Geistes zu üben. Beim Fortschreiten der Arbeit kamen noch andere Motive hinzu. Keineswegs bin ich gleichgültig gegenüber der Art, in der irgendwelche moralischen Tendenzen, die in den Gedanken und Charakteren der Erzählung wurzeln, auf den Leser wirken. Doch war hierzu meine Sorge hauptsächlich darauf beschränkt, die entnervenden Effekte der neueren Erzählungen zu meiden und zu zeigen, wie liebenswert bürgerliche Neigungen und wie verehrungswürdig allgemeine Tugenden sind. Die Ansichten, die dem Charakter und den Umständen des Helden naturgemäß entspringen, sollten keinesfalls immer als meine eigenen Meinungen angesehen werden, und gerechterweise sollte man aus dem Inhalt der folgenden Seiten auch keine nachteiligen Schlüsse auf irgendein philosophisches System ziehen.

Für den Autor ist es noch zusätzlich interessant, daß der Anfang dieser Erzählung in jener majestätischen Umgebung geschrieben wurde, in der sie hauptsächlich spielt; geschrieben in einer Gesellschaft, die ich ewig vermissen werde. Den Sommer 1816 verbrachte ich in der Nähe von Genf. Die Jahreszeit war kalt und regnerisch, und an den Abenden drängten wir uns um ein Holzfeuer und vergnügten uns bisweilen an einigen deutschen Gespenstergeschichten, die uns in die Hände geraten waren. Diese Geschichten weckten in uns den spielerischen Wunsch zur Nachahmung. Zwei Freunde und ich kamen überein, jeder eine auf einer übernatürlichen Begebenheit fußende Geschichte zu schreiben. (Eine Erzählung aus der Feder eines dieser Freunde

wäre für die Öffentlichkeit weit wichtiger geworden als alles, was ich je hervorzubringen hoffen kann.)

Doch dann wurde das Wetter plötzlich besser, und meine beiden Freunde brachen zu einer Alpentour auf und ließen mich allein zurück. In der großartigen Szenerie der Berge vergaßen sie alle ihre Gespensterphantasien. So ist die folgende Erzählung als einzige jener Abmachung vollendet worden.

Marlow, September 1817

Einleitung

Die Verleger der »Standard Novels«, die »Frankenstein« für eine ihrer Reihen ausgewählt haben, baten mich um einen Bericht darüber, wie diese Geschichte entstanden sei. Dieser Bitte komme ich um so lieber nach, als ich damit Gelegenheit habe, die so oft an mich gerichtete Frage generell zu beantworten; die Frage: »Wie kommt ein junges Mädchen dazu, sich eine so schauerliche Handlung auszudenken und sie auszugestalten?« – Zwar sehe ich meine Gedanken nur sehr ungern gedruckt, aber da mein Bericht nur als Anhängsel zu einer früheren Arbeit erscheint und sich nur auf Fragen beschränkt, die mit meiner Autorenschaft zu tun haben, kann ich mich selbst kaum einer Indiskretion anklagen.

Es ist nichts besonderes, daß ich als Tochter zweier Personen von beträchtlichem literarischen Ansehen schon frühzeitig in meinem Leben auch selbst ans Schreiben dachte. Schon als Kind kritzelte ich vor mich hin, und in meiner freien Zeit war es eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, »Geschichten zu schreiben«. Doch es gab ein noch größeres Vergnügen für mich, und zwar, wenn ich Luftschlösser baute, in Wachträume eintauchte und Gedankenketten folgte, in denen sich Geschehnisse meiner Vorstellung zu einem Handlungsablauf gestalteten. Meine Träume waren zugleich phantastischer und auch angenehmer als meine Schreibversuche. In diesen war ich lediglich Nachahmerin und schrieb wie andere, statt den Eingebungen meines Geistes zu folgen. Was ich aufschrieb, war für wenigstens einen Leser bestimmt; den Freund und Gefährten meiner Kindheit. Meine Träume jedoch gehörten mir allein. Ich berichtete niemandem

von ihnen; sie waren meine Zuflucht in Mißstimmung und mein liebstes Vergnügen in guten Zeiten.

Als Mädchen lebte ich hauptsächlich auf dem Land und verbrachte eine beträchtliche Zeit in Schottland. Gelegentlich besuchte ich die reizvollen Gegenden des Landes, doch für gewöhnlich wohnte ich am kahlen, öden Nordufer des Tay in der Nähe von Dundee. »Kahl und öde« nenne ich die Landschaft jetzt in der Erinnerung; damals kam sie mir nicht so vor. Sie war mir damals ein Hort der Freiheit und die freundliche Gegend, wo ich uneingeschränkt mit den Geschöpfen meiner Phantasie Umgang haben konnte. Ich schrieb auch damals, aber in einem Allerwelts-Stil. Dort, unter den Bäumen nahe unserem Haus oder auf den gebleichten Felsen der baumlosen, nahen Berge, wurden meine wahren Erfindungen, die luftigen Gestalten meiner Vorstellungskraft, geboren und aufgezogen. Ich machte nicht etwa mich selbst zur Heldin meiner Geschichten. Das Leben erschien mir, was mich selbst betraf, als eine banale Angelegenheit. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß romantische Leiden oder wunderbare Begebenheiten jemals mein eigenes Los werden könnten. Doch meine Phantasie war nicht auf meine Person beschränkt, ich konnte sie mit Geschöpfen bevölkern, die mir in jenem Alter weit interessanter erschienen als meine eigenen Gefühle.

Später wurde mein Leben arbeitsreicher, und die Wirklichkeit trat an die Stelle der Phantasie. Mein Ehemann war von Anfang an darauf bedacht, daß ich mich meiner Eltern würdig erweise und mich ins »Buch des Ruhmes« eintrage. Stets drängte er mich, literarisches Ansehen zu erwerben, was ich damals auch selbst vorhatte. Heute allerdings erscheint mir das als völlig gleichgültig. Damals wünschte er, ich solle etwas schrei-

ben; nicht so sehr, weil er glaubte, ich könne etwas Bemerkenswertes hervorbringen, sondern weil er selbst beurteilen wollte, ob meine Anlagen so vielversprechend seien, daß sie später besseres erhoffen ließen. Doch ich tat nichts. Reisen und die Sorge für die Familie nahmen meine Zeit vollkommen in Anspruch. Ich studierte, indem ich las, und korrigierte meine Vorstellungen im Umgang mit seinem viel kultivierteren Geist; das war zu jener Zeit meine ganze literarische Beschäftigung.

Im Sommer 1816 besuchten wir die Schweiz und wurden Nachbarn von Lord Byron. In der ersten Zeit verbrachten wir viele angenehme Stunden auf dem See oder bei Wanderungen an seinen Ufern. Lord Byron, der damals am Dritten Gesang von »Childe Harold« schrieb, war der einzige von uns, der seine Gedanken zu Papier brachte. Wie er sie uns nach und nach vortrug, in den Glanz und die Harmonie der Dichtkunst eingekleidet, schienen sie uns die Herrlichkeiten des Himmels und der Erde, deren Eindrücke wir mit ihm teilten, als göttlich darzulegen.

Doch es wurde ein nasser, unfreundlicher Sommer, und endloser Regen zwang uns oft tagelang im Haus zu bleiben. Dabei gerieten wir an ein paar Bände Gespenstergeschichten, die aus dem Deutschen ins Französische übersetzt waren. Sie enthielten unter anderem die »Geschichte eines treulosen Liebhabers«, der, als er glaubte, seine Braut zu umarmen, sich in den Armen des bleichen Geistes seiner von ihm verlassenen Geliebten wiederfand. – Eine andere Geschichte handelte vom sündenbeladenen Gründer eines Geschlechts, den ein Fluch dazu zwang, allen jüngeren Söhnen seines fluchbeladenen Hauses den Todeskuß zu geben, sobald sie ins Alter kamen, in dem sie zu schönen Hoffnungen berechtigten. Seine riesige, schattenhafte Gestalt, in eine Rüstung

gekleidet wie der Geist in »Hamlet«, doch mit offenem Visier, wurde gegen Mitternacht im Mondlicht gesehen, wie sie langsam die düstere Straße entlangkam. Dann verlor sich die Gestalt im Schatten der Burgmauern, ein Tor ging auf, man hörte Schritte, eine Zimmertür öffnete sich, und der Geist näherte sich dem Lager, auf dem die Knaben in gesundem Schlaf lagen in der Blüte ihrer Jugend. Unendliches Leid zeichnete sein Gesicht, als er sich niederbeugte und die Jungen auf die Stirn küßte. Von dieser Stunde an welkten sie dahin wie geknickte Blumen. – Seit jenen Tagen habe ich diese Geschichten nicht wieder zu sehen bekommen; doch ihre Einzelheiten sind mir noch so frisch im Gedächtnis, als ob ich sie erst gestern gelesen hätte.

»Wir werden auch jeder eine Gespenstergeschichte schreiben«, schlug Lord Byron vor, und dieser Vorschlag wurde von uns vieren angenommen. – Er, der angesehenste Autor von uns allen, schrieb eine Geschichte, deren Fragment er am Schluß seiner Mazeppa-Dichtung brachte. – Shelley, der es besser verstand, seine Ideen und Gefühle in strahlende Bilder und in die Musik der melodischsten Verse unserer Sprache zu kleiden, als das Räderwerk einer Geschichte zu erfinden, begann trotzdem eine zu schreiben, in der er sich auf Erlebnisse seiner Jugend stützte. – Der arme Polidori hatte eine schauererregende Idee von einer Dame mit einem Totenkopf, die mit dieser Strafe geschlagen war, weil sie durch ein Schlüsselloch gespäht hatte – was sie dabei sah, habe ich vergessen; natürlich etwas sehr Fürchterliches und Schlimmes. Da sie nun in einen schrecklicheren Zustand versetzt war als der berühmte Tom von Coventry, wußte Polidori nicht, was er weiter mit ihr anfangen sollte. Schließlich fiel ihm nichts anderes ein, als sie zum Grab der Capulets zu schicken, dem einzigen für sie passenden

Ort. – Angewidert von der platten Prosa, entledigten sich die berühmten Dichter der ihnen unangemessenen Aufgabe nur lustlos.

Ich selbst bemühte mich sehr, mir eine Geschichte einfallen zu lassen – eine Geschichte, die mit denen konkurrieren konnte, die uns zu dieser Aufgabe inspiriert hatten. Eine Geschichte, die die geheimen Ängste unserer Natur ansprach und das Grauen weckte; eine Geschichte, die den Leser fürchten ließ sich umzusehen, die das Blut erstarren ließ und den Herzschlag zum Jagen brachte. Wenn meine Geschichte diese Bedingungen nicht erfüllte, verdiente sie nicht die Bezeichnung »Gespenstergeschichte«. Ich grübelte und dachte hin und her – vergeblich. Ich litt unter meiner Einfallslosigkeit, dem schlimmsten Elend der Autoren, wenn unser angstvolles Flehen immer nur im dumpfen Nichts verhallt. – »Hast du dir schon eine Geschichte ausgedacht?« wurde ich jeden Morgen gefragt, und jeden Morgen mußte ich mit einer demütigenden Verneinung antworten.

Jedes Ding braucht einen Anfang, um mit Sancho Pansa zu sprechen, und dieser Anfang muß verbunden sein mit etwas, das ihm voranging. Die Hindus glauben, die Welt werde von einem Elefanten getragen, doch sie lassen den Elefanten auf einer Schildkröte stehen. Erfindung, das muß hier demütig zugegeben werden, besteht nicht darin, etwas aus dem Nichts zu schaffen, sondern aus dem Chaos; vor allem müssen die Rohmaterialien schon bereitliegen. Dunklen, formlosen Substanzen vermag die Erfindungskraft Gestalt zu verleihen, doch sie kann nicht die Substanzen selbst schaffen. Bei allen Arten von Entdeckungen und Erfindungen, selbst bei jenen, die der Einbildungskraft angehören, werden wir beständig an die Geschichte vom Ei des Kolumbus erinnert: Erfindungskraft besteht darin, das Wesen eines

Subjekts zu erfassen und die ihm angemessenen Ideen zu formen und zu gestalten.

Lord Byron und Shelley führten viele und lange Gespräche miteinander, wobei ich eine aufmerksame, aber fast schweigsame Zuhörerin war. Während eines dieser Gespräche wurden verschiedene philosophische Theorien diskutiert, unter ihnen auch die Frage nach dem Wesen des Lebens, und ob es je aufgedeckt und mitgeteilt werden könnte. Die beiden sprachen über die Experimente von Dr. Darwin; – es geht hier nicht darum, was dieser wirklich tat oder behauptete, getan zu haben, sondern für meine Geschichte ist es wichtiger, was damals von ihm und seinen Forschungen behauptet wurde: Er habe eine Fadennudel in einem Glas aufbewahrt und durch irgend welche ungewöhnlichen Mittel dazu gebracht, sich willkürlich zu bewegen. – Aber natürlich könne Leben nicht auf diese Weise gespendet werden. Einen Leichnam könne man vielleicht wiederbeleben, dafür gäbe es Beispiele mit galvanischen Versuchen; vielleicht auch könnten die passenden Einzelteile eines Lebewesens zusammengesetzt und mit der Wärme des Lebens versehen werden. –

Über diesem Gespräch ging die Nacht dahin, und Mitternacht war lange vorbei, ehe wir uns zur Ruhe begaben. Als ich mich hinlegte, konnte ich weder einschlafen, noch hätte ich behaupten können zu denken. Ungebeten ergriff meine Vorstellungskraft von mir Besitz und beschenkte mich mit einer Folge von Bildern, die viel lebendiger in meinem Geist entstanden als in Träumen sonst üblich. Ich sah – und zwar mit geschlossenen Augen, aber mit scharfem geistigen Blick – den bleichen Jünger einer unseligen Kunst neben dem Ding knien, das er zusammengesetzt hatte. Ich sah das gräßliche Trugbild eines Menschen ausgestreckt liegen, und

dann, auf die Arbeit irgendeiner mächtigen Maschine hin, gab es plötzlich Lebenszeichen von sich und regte sich mit einer ungelinken, kaum lebensähnlichen Bewegung. Grauenvoll mußte es sein, denn höchst grauenvoll wäre die Folge jeder menschlichen Bemühung, das grandiose Werk des Weltenschöpfers nachäffen zu wollen. Das Ergebnis seiner Arbeit mußte den Künstler entsetzen; von Grauen gepackt würde er vor dem abscheulichen Werk seiner Hände flüchten. Er würde hoffen, der winzige Lebensfunke, den er ihm eingegeben hatte, würde wieder erlöschen, wenn das Wesen sich selbst überlassen blieb; er würde hoffen, daß dieses Geschöpf mit seiner so unvollkommenen Belebung wieder zu toter Materie zerfiele; und er würde einschlafen im Glauben, das Schweigen des Grabes würde für immer die vergängliche Existenz des gräßlichen Leichnams auslöschen, den er als Wiege des Lebens angesehen hatte. – Er schläft, doch dann wird er geweckt und erblickt das gräßliche Wesen, das an seinem Bett steht, die Bettvorhänge zurückgeschlagen hat und ihn aus gelben, wässrigen Augen nachdenklich-überlegend ansieht. –

Erschreckt öffnete ich die Augen. Meine Vorstellungen erfüllten meinen Geist so sehr, daß mich ein Schreckensschauder überlief und ich die schaurigen Bilder meiner Einbildungskraft durch die Realität rund um mich herum verdrängen wollte. Ich sehe noch alles vor mir: den Raum mit dem dunklen Fußboden, die geschlossenen Fensterläden, durch deren Ritzen sich die Strahlen des Mondlichts zwängten, und hinter denen ich den See mit seiner gläsernen Oberfläche und die hohen, weißen Alpen ahnte. Doch ich konnte mein schauriges Phantom nicht so einfach loswerden; es ängstigte mich weiter. Ich mußte an etwas anderes denken! Da fiel mir meine Gespenstergeschichte ein,

meine ermüdende, unglückselige Spukgeschichte! Oh, wenn ich doch eine Geschichte ersinnen könnte, die meine Leser so entsetzen könnte, wie ich mich in dieser Nacht entsetzt hatte!

Und dann kam mir die Erleuchtung, hell und erfreulich wie ein Lichtstrahl. »Ich habe sie gefunden! Was mich erschreckt hat, wird auch andere erschrecken! Also muß ich nur die Vision beschreiben, die ich heute Nacht hatte!«

Am folgenden Morgen verkündete ich dann, daß mir eine Geschichte eingefallen sei.

Und am selben Tag noch begann ich die Niederschrift meines Wachtraums mit den Worten: »Es war in einer düsteren Novembernacht . . .«

Zunächst dachte ich nur an eine Kurzgeschichte von wenigen Seiten, doch Shelley drängte mich, die Idee ausführlicher auszuarbeiten. Zwar verdanke ich meinem Mann weder eine Anregung zu irgendeiner Szene noch gar zu einer ganzen Kette von Empfindungen, und doch hätte meine Geschichte ohne seinen Ansporn niemals die Gestalt angenommen, in der sie dann der Welt vorgestellt wurde. – Davon muß ich lediglich das Vorwort ausnehmen; soweit ich mich noch erinnere, hat er es ganz allein geschrieben.

Und nun wünsche ich meinem schreckenserregenden Produkt noch einmal, es möge auch weiterhin gut gedeihen. Ich hege eine Zuneigung zu ihm, denn es entstammt glücklichen Tagen, als ›Tod‹ und ›Trauer‹ für mich lediglich Worte waren und noch keinen Widerhall in meinem Herzen weckten. Seine verschiedenen Passagen erinnern mich an manchen Spaziergang, manche Ausfahrt und manches Gespräch. Damals war ich nicht einsam; ich hatte einen Gefährten, wie ich ihn, im wahrsten Sinne des Wortes, in dieser Welt nicht wieder finden werde. –

Aber diese Bemerkung gilt nur mir; für meine Leser sind solche Gedanken nicht bestimmt.

Ich möchte noch eine Bemerkung machen zu den Änderungen, die ich vornahm. Sie betreffen grundsätzlich nur den Stil. An der Geschichte selbst habe ich nichts geändert und weder neue Ideen eingeführt noch Umstände geändert. – Wo die Sprache sich vordrängte und die Interessen der Geschichte beeinträchtigte, habe ich sie gemildert, doch diese Änderungen finden sich fast nur am Anfang des ersten Bandes. Sie betreffen auch nur Nebenlinien und lassen den Kern und die Substanz der Geschichte unberührt.

London, 15. Oktober 1831

M. W. S.

Frankenstein

oder Der moderne Prometheus

Hab ich's von dir, mein Schöpfer, denn erbeten,
Daß du aus Lehm zum Menschen mich geformt?
Daß du mich aus der Dunkelheit hervor-
Zuziehen kamst . . .

John Milton, *Das verlorene Paradies*